



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Studien über die Romantik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

druck herzlichster Freundschaft, selbstverständlicher Kühnheit, unwandelbarer Treue; aus den Augen loderte noch das Feuer einer Begeisterung, die ihre Kraft aus dem Himmel holt und sich das Höchste zum Ziel setzt. Unter der Schirmmütze quillt noch das volle weiße Haar; der offene Überrock läßt auf weißer Weste das breite Orangetband des Schwarzen Adlerordens sehen. Die Rechte hält mundgerecht die kurze Tabakspfeife, die bestimmt scheint, die Seelenkräfte des gewaltigen Mannes durch beruhigende Beschäftigung so lange im Gleichgewicht zu halten, bis der Augenblick gekommen ist, wo die Faust den Säbel zu blutiger Arbeit aus der Scheide reißt.“

Und doch danken wir Blücher sehr viel mehr als nur diese „blutige Arbeit“. Im Schlußwort unsers Buches heißt es: „Es ist merkwürdig, mit welcher zweifellosen Sicherheit sich Blücher berufen fühlte den »Tyrannen« zu stürzen. Er sah nicht wie Goethe die Bürgschaft für Napoleons Unbezwingbarkeit in der Größe seines Geistes, er sah mit Stein in der Verderbtheit seines Tuns die Notwendigkeit seines Untergangs. Von den Ahnen überkommen, steckte ihm tief im Blut das Bewußtsein eines angeborenen Rechts auf Freiheit. Fremdes Wesen in Deutschland herrschen zu sehen, empörte ihn leidenschaftlich; der Gedanke, auch Fesseln tragen zu müssen, machte ihn rasend. Ihm war der Befreiungskampf ein heiliger Kampf um die hebräen Menschenrechte. Er schöpfte in der Religion die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. . . . Blücher hatte aus dem Zusammenbruch Preußens durch alle Prüfungen und Enttäuschungen hindurch sich den leidenschaftlichen Willen bewahrt, an dem Sturz der Fremdherrschaft mitzuwirken; und ihm war es nicht um Preußen allein, ihm war es um Deutschland zu tun. Er sprach das herrliche Wort, daß durch Preußen dem ganzen deutschen Vaterlande aufgeholfen werden müsse, daß der König und Preußen ihre Existenz und Macht nur gemeinschaftlich mit dem deutschen Vaterlande aufrechterhalten könnten.“

Möchte auch dieses schöne, einigende Wort des Helden in unsrer Zeit des Parteihaders und erneut auflebender partikularistischer Strömungen nicht ungehört in deutschen Landen verklingen!



## Studien über die Romantik



Im 38. vorjährigen Hefte ist die Art und Weise kritisiert worden, wie Ernest Seillière das Wort Imperialismus gebraucht oder vielmehr mißbraucht. Er hat mir darauf geschrieben, er habe deutlich machen wollen, was jetzt in Frankreich en philosophie unter diesem Worte verstanden werde; worauf zu erwidern ist, daß das Wort in die Politik und in die Geschichte gehört und in der Philosophie überhaupt keinen Sinn haben kann. Seillière beruft sich auf das Journal

des Debats, in dessen philosophischen Artikeln es sehr oft vorkomme, pour caractériser l'utilitarisme, couronné et perfectionné par la préparation de la puissance. Wenn man diese Phrase übersetzen darf: auf politische Machterweiterung gerichtete nationale Selbstsucht, so kommt sie dem richtigen Begriff von Imperialismus wenigstens nahe, zu dem allerdings noch gehört, daß die Machterweiterung nicht in der Einfügung neuer Gebiete in den Staatsverband, sondern in der Unterjochung mehrerer Nationen durch eine herrschende Nation bestehe. In den Betrachtungen Seillières aber ist von Politik überhaupt keine Rede mehr; er nennt höchst überflüssigerweise demokratischen, individualistischen, romantischen Imperialismus, was wir gewöhnliche Menschen Demokratie, Individualismus und Romantik nennen und so zu nennen fortfahren werden. Herr Seillière schreibt, er hoffe, der vierte Band seiner „Philosophie des Imperialismus“ werde mir hoffentlich besser gefallen als der dritte. Gefallen hat mir ja auch der dritte, denn Seillière schreibt immer gefällig, und wenn mir die letzten beiden weniger gefallen als die ersten beiden, die von Gobineau und Nießsche handelten, so liegt das an dem weniger interessanten Stoff. Aber das Gefallen an der Darstellung darf den Rezensenten nicht abhalten, dagegen zu protestieren, wenn mit einer falschen Terminologie Verwirrung angerichtet und einem konstruierten Schema zuliebe den Tatsachen Gewalt angetan wird.

Vom vierten Bande ist voriges Jahr die deutsche Übersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski bei H. Barsdorf in Berlin unter dem Titel erschienen: Die romantische Krankheit. Fourier — Beyle-Stendhal. Das Buch besteht im wesentlichen aus zwei Monographien über die beiden genannten Männer; die zweite ist vorher in der Revue des Deux Mondes veröffentlicht worden. Sie sollen als Typen die beiden „Imperialismen“ — jetzt nennt er sie Romantismen — illustrieren, die er im dritten Bande behandelt hat: den Romantismus der Armen, der sich auf den „sozialen Mystizismus“ — soll heißen auf die Theorie von — der natürlichen Güte des Menschen stützt, wie sie Rousseau gepredigt hat, und den Romantismus der Reichen. Dieser stütze sich auf einen (soll heißen: bestehe in einem) ästhetischen Mystizismus (ich finde schlechterdings nichts Mystisches darin), „auf den Dilettantismus in seinen verschiedenen Äußerungen, die geniale Ironie der deutschen Romantiker, das Dandytum, das l'art pour l'art-Prinzip, den Persönlichkeitskultus, das Nießsche'sche Übermenschentum in seiner dionysischen Form.“ Daß Fourier von dem Glauben an die natürliche Güte der Menschen ausgeht, ist richtig; ob er es jedoch verdient hat, noch einmal ausführlich dargestellt zu werden, das ist eine andre Frage. Amüsant ist ja die Darstellung; denn Fourier ist ein kompletter Narr, und seine Narrheit hat nicht allein Methode, sondern auch einen solchen Mut der Folgerichtigkeit, daß sie die tollste aller Utopien geschaffen hat, die ebenso gut das Werk eines Dichters wie das eines Weltverbesserers sein könnte. Und eben darum irrt Seillière, wenn er diesen Narren den „gemeinsamen Vater des

heutigen Anarchismus und Sozialismus“ nennt und mit ihm die Sozialdemokratie abgetan zu haben glaubt. Diese ist nur eine der Formen der modernen Arbeiterbewegung, die aus der ökonomischen und sozialen Umwälzung des neunzehnten Jahrhunderts mit Notwendigkeit hervorgegangen ist und nicht anders verlaufen sein würde, wenn Fourier niemals geschrieben, niemals gelebt hätte; aus ihrer Geschichte kann dieser Phantast ausgeschaltet werden, ohne eine Lücke zu lassen. Daß die moderne Arbeiterbewegung hie und da utopische Hoffnungen erzeugt hat, und daß sich die Führer der Erregung solcher Hoffnungen als eines zugkräftigen Agitationsmittels bedient haben, das hat sie mit allen sozialen Bewegungen gemein. Weit mehr Berechtigung hat die Monographie über Henri Beyle, denn dieser ist weniger bekannt; und er ist in neuerer Zeit Mode geworden. „Die Moderne“ verehrt in ihm einen Vorläufer Nietzsche, womit diesem eigentlich unrecht geschieht; denn Nietzsche hat seine Welt-, Menschen- und Religionskritik furchtbar ernst genommen, jener französische Literat aber hat nie etwas ernst genommen; man würde ihm sogar noch zu viel Ehre erweisen, wenn man ihn einen kleinen Heine nannte. Aber eine interessante, wenn auch nichts weniger als anziehende Erscheinung bleibt er. Seillière charakterisiert ihn als einen Menschen von ererbter krankhafter Erregbarkeit, getrübtter Urteilskraft, unmäßiger Eitelkeit, schwachem Willen, großer Unbeständigkeit, abnormer Phantasie, galliger Bosheit und ungezügelter „Egotismus“. Dieses Wort ist Beyles Schöpfung, und Seillière gebraucht es zur Bezeichnung der ungezügelten Eigenliebe im Unterschiede vom berechtigten Egoismus. Sein Leben war eine beständige Masquerade. „Er gab selbst zu, daß er jedermann etwas vorlog. Niemand wußte genau, mit welchen Menschen er verkehrte, welche Bücher er geschrieben, welche Reisen er gemacht hatte. Seine zahllosen Pseudonymen waren noch seine verzeihslichsten Fälschungen. August Bussiére, der ihn persönlich gekannt hatte, schrieb am Tage nach seinem Tode in der Revue des Deux Mondes: „Bald Kavallerieoffizier, bald Eisenhändler, bald eine Frau Marquise, de Stendhal, Visio Visconti, Salviati, Birbeck, Strombeck, Baron Botmer, Sir William R. . . Théodose Bernard, César Alexander Bombet, Lagenevais — so hat er sich selbst sein Leben lang Komödie vorgespielt. Es macht Spaß, zuzusehen, wie er unter seiner Vermummung innerlich lacht und die Lippen zusammenkneift. Dann ergreift ihn plötzlich ein panischer Schrecken vor diesem phantastischen Theater unter seiner Nachtmütze, und er läuft, Stühle und Kulissen umwerfend, davon. Der Augenblick, wo er entdeckt zu werden fürchtet, kehrt für ihn fast täglich wieder, namentlich aber dann, wenn er ein neues Buch veröffentlicht hat [erscheint sich der in seinen Büchern enthaltenen Offenbarungen seines Innern geschämt zu haben]. Dann ist er plötzlich verveist; vergebens sucht man ihn. Er flieht vor seinen der Öffentlichkeit preisgegebenen Gedanken.“ Während er alle andern Erlebnisse und Nichterlebnisse, die er erzählt, „episch auszusmücken“ pflegte, hat er es nur gerade mit dem größten anders gehalten: dem russischen Feldzuge, den er als Intendanturbeamter mitmachte. Dessen Bedeutung und

die Schrecken des Rückzuges war er herabzumindern beflissen, teils aus Liebe zum Paradoxen, teils um seine Kaltblütigkeit glänzen zu lassen, die ihn „diese titanische Episode wie ein Glas Limonade genießen ließ“. Von den Qualen der hungernden und frierenden Soldaten hat er freilich selbst nichts empfunden. „Er reiste im Wagen, war freier Herr seiner Entschliessungen, und an Lebensmitteln kann es ihm nicht gefehlt haben, da es ja seine amtliche Obliegenheit war, diese den andern zu verschaffen. Als er seine Energie nachlassen fühlte, schützte er Unwohlsein vor, nahm die Post und fuhr in einem Zuge bis nach Königsberg, wo er sich am Abend seiner Ankunft »die Milde des Titus« anhörte.“

Wie sind die beiden wunderlichen Räuze in eine „Philosophie des Imperialismus“ geraten? Für den zweiten könnte man im Scherz geltend machen, daß er Beamter eines Imperators gewesen ist. Und romantisch kann man sie nur nennen, wenn man alles zur Romantik rechnet, was jenseits der Grenzen spießbürgerlicher Ordnung liegt. Um den Titel seines Buches einigermaßen gerechtfertigt erscheinen zu lassen, hat Seillière den beiden Monographien eine Einleitung vorausgeschickt, die eine Verbindung zwischen ihnen herstellen soll. Die drei Kapitel dieser Einleitung sind überschrieben: Die dreifache Wurzel des romantischen Seelenzustandes, Die fünf Generationen des Romantismus, Die Heilung der romantischen Krankheit. Auf eine kritische Analyse dieser Abhandlung muß ich verzichten, weil sie sich zu einem ganzen Buche ausgewachsen würde. Ein paar Bemerkungen mögen zu einiger Klärung der darin angeordneten Verwicklung von Tatsachen und Theorien einiges beitragen. Seillière wird von einer sehr achtungswerten Tendenz befeelt. Was er Romantismus nennt, das ist der Inbegriff alles Krankhaften im heutigen Seelen- und Völkernleben: das Überwuchern der Vernunft durch Gefühle, Phantasien und sinnliche Triebe, die Ertötung des Pflichtgefühls durch das Betonen des Rechts auf Genuß, das Streben der gierigen ungebildeten Massen nach der Gewalt im Staate, das Schwelgen der fein organisierten Geister im ästhetischen Genuß ohne Rücksicht auf ihre Pflichten gegen das Gemeinwesen. Er steht diesem „Romantismus“ gegenüber, etwa so wie bei uns die Männer des kategorischen Imperativs einerseits den Sozialdemokraten, andererseits den um die „Jugend“ und den „Simplicissimus“ oder um das Berliner Theater sich scharenden literarischen Feinschmeckern gegenüberstehn; man mag auch an die vernichtende Kritik denken, die Schiller an Bürger geübt hat, und an die Entrüstung, die in frommen Kreisen Schlegels Lucinde hervorrief. Natürlich sind wir darin mit ihm einverstanden. Besonders da er dabei augenscheinlich einen patriotischen Zweck im Auge hat, den er freilich nicht offen auszusprechen wagt — wir werden ihn sogleich andeuten. Aber wenn er alle diese von ihm bekämpften Krankheitserscheinungen in die Kategorie „Romantik“ zusammenpreßt, so gibt er einen falschen Begriff von dem, was wir in Deutschland unter diesem Worte verstehn. Außerdem verteilt er die geschichtlichen Tatsachen falsch in die beiden Kategorien

Nationalismus (oder Enzyklopädistismus) und Romantik und verkennt er die Berechtigung einiger der von ihm verworfenen Bestrebungen. Daß eine Reaktion gegen die vom Calvinismus und vom Jansenismus verbreitete düstere Vorstellung von der Verderbnis der Menschennatur notwendig gewesen ist, erkennt er an; wenn er aber meint, die katholische Kirche halte mit ihrem Erbsündendogma die richtige Mitte inne, so ist zwar einzuräumen, daß sich einzelne ihrer Lehrer, wie der von Seillière gelobte Franz von Sales, dieser Mäßigung befleißigt haben, zugleich aber daran zu erinnern, daß gerade das Papsttum es gewesen ist, das durch die Dogmatisierung des Hexenaberglaubens mehrmals drei Generationen der europäischen Menschheit recht eigentlich dem Teufel überliefert hat, und daß die „Romantiker“ im Bunde mit den Rationalisten die „Christen“ aus verrückten Fanatikern wieder zu Menschen gemacht und damit der wirklich vorhandenen natürlichen Güte der Menschennatur zu erneutem Dasein verholfen haben. Und wenn es Seillière als „ästhetischen Mystizismus“ verurteilt, daß sich im modernen Deutschland viele Stimmen gegen die Dressur in der Kindererziehung (z. B. gegen die zierlichen Knickse der kleinen Mädchen und die artigen Verbeugungen der kleinen Jungen) wenden und wiederum wie Rousseau und Basedow Rückkehr zur Natur fordern, so erinnert uns das daran, daß Rousseau, mögen seine Charakterfehler und seine Irrtümer so groß sein, wie sie wollen, mit seinem Emil der Jugend und der ganzen Menschheit eine ungeheure Wohltat erwiesen hat. Daß er die kleinen Mädchen von Schnürmieder und Reifrock, die kleinen Jungen vom Zopf, die Kinder beider Geschlechter vom Puder erlöst hat, ist schon an sich etwas Großes, und es ist doch nur das Symbol des Übergangs zu den vernünftigen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen und Methoden, die seitdem allmählich zur Herrschaft gelangt sind. Einen ganz falschen Zusammenhang zwischen den geistigen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts konstruiert Seillière, wenn er von den „Orgien des praktischen Romantismus“ spricht, „die dem Revolutionszeitalter den Stempel aufgedrückt“ hätten. Nicht praktischer Romantismus, sondern praktischer Rationalismus ist die Terreur gewesen: Wirkung der Einbildung, es lasse sich ein vollkommener Staat, eine vollkommene Gesellschaft im Kopfe konstruieren und — wenn man nur den Mut habe, alle Widerstrebenden zu köpfen — in der Wirklichkeit herstellen. Dieselbe rationalistische Einbildung liegt allem Utopismus zugrunde. Wenn Rousseau für diesen Gang der Dinge verantwortlich gemacht werden soll, so muß man nicht seinen „Romantismus“, seinen Glauben an die Güte der Menschennatur, sondern seinen Rationalismus heranziehen, seinen Begriff von Staat und Gesellschaft als Willkürgebilden, die durch einen Kontrakt hergestellt würden; *Nécessé*, durch *Sagesse*, nicht *φύσει*, sagten die alten Sophisten, im Gegensatz zu den wahren Philosophen, die erkannten, daß Familie und Staat Schöpfungen der Natur oder Gottes seien. Hier wäre auch richtiger, als es Seillière tut, zu zeigen, was die „Mystik des Unbewußten“, wie sie sich bei Hartmann findet, mit diesem Gegensatz zu schaffen hat und nicht zu schaffen hat. Dieses

„Unbewußte“, worin er die Gesamtheit der biologisch erworbenen gesunden Instinkte sieht, unter die Herrschaft der bewußten Vernunft bringen und von dieser benutzen lassen, darin sieht er das letzte der drei Heilmittel der romantischen Krankheit. Das zweite ist ihm die kirchliche Erziehung, die den Menschen gut zu disziplinieren vermöge (wobei er hervorhebt, daß die Kirche schwärmerische Ausschreitungen im Meinen und im Gefühlsleben, wie die der Nonnen von Port Royal, zu bekämpfen pflege). Als erstes aber nennt er „das enzyklopädische“. Dieses sei das vom Staate abgestempelte offizielle. Die enzyklopädische Lehre, mit der offenbar die Lehre der Enzyklopädisten gemeint ist, werde jetzt den Gesetzen und Verordnungen gemäß dazu angewandt, „die Demokratie aufzuklären und den moralischen Fortschritt der künftigen Staatsbürger in den höhern Schulen vorzubereiten. Man hat mit Recht gesagt, Diderots Schatten schwebte über unserm jetzigen französischen Erziehungswesen. Leider aber droht dies Heilmittel, sowie es die Praktiker anwenden, die das Monopol darauf besitzen, die Jugendkrankheit, die es heilen soll, zur dauernden zu machen.“ Schade, daß er sich nicht deutlicher ausdrückt; seine Klagen darüber, daß auch die Enzyklopädisten, trotz ihrer entschiednen Feindschaft gegen Rousseau, von dessen Geist angekränkt gewesen seien, deuten immerhin an, was er zu meinen scheint. Ohne Zweifel macht es ihn unglücklich, zu sehen, wie die französischen Volksschullehrer, weit entfernt davon, den Sozialismus energisch zu bekämpfen, selbst in hellen Haufen ins sozialdemokratische Lager überlaufen.

Bei uns in Deutschland hat man niemals einem so uferlosen Begriffe des Wortes Romantik gehuldigt; vielmehr haben es Literaturhistoriker wie Otto von Leizner schon bedenklich gefunden, daß eine bekannte Gruppe von Dichtern und Denkern als romantische Schule bezeichnet wird, da es doch sehr verschiedene Richtungen, Strömungen und Bestrebungen seien, die sich in ihren literarischen Schöpfungen offenbaren. Zwei dieser Strömungen, die historische und die naturphilosophische, haben in Wechselwirkung miteinander ein tüchtiges Stück Weltgeschichte gemacht; zu ihren Früchten gehören: die Stärkung der durchaus irrationalen dynastischen und Nationalgefühle und — der kräftige deutsche Katholizismus unsrer Tage, wenn man es drastisch ausdrücken will: das Zentrum. Die rationalistische Aufklärung war notwendig gewesen, den dogmatischen Fanatismus und den Aberglauben in seiner scheußlichsten und verderblichsten Form zu überwinden, und als Vorläuferin des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts hat sie die Staatsmänner der absoluten Monarchie befähigt, veraltete Einrichtungen zu beseitigen und die Verwaltung den sich immer rascher wandelnden Bedürfnissen besser anzupassen. Aber der Rationalismus litt an Einseitigkeit. Die Geringschätzung der Herzensbedürfnisse, der Volksarten und Volksgewohnheiten beleidigte die Massen. Und man verstrickte sich in verhängnisvolle Irrtümer. Weil man vieles zu erklären vermochte, glaubte man alles erklären zu können; weil der im Monarchen oder im gebietenden Minister verkörperte vernünftige Wille mächtig waltete, hielt er

sich für allmächtig. Man huldigte der Sophistenansicht, daß alle gesellschaftlichen Einrichtungen und Zustände willkürliche Schöpfungen entweder einmütiger Bürgerchaften oder überlegener Einzelgeister oder Aristokratien seien, und hielt insbesondere die Religionen, aus denen alles Übernatürliche hinweginterpretiert wurde, für klug berechnete Erfindungen selbstüchtiger Priesterschaften. Auch die Philosophie kam dieser Richtung zu Hilfe: sie war selbst mathematisch gerichtet. Die großen Denker des siebzehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des achtzehnten waren Mathematiker, Mechaniker, Astronomen. Sie hatten es mit durchsichtigen Gebilden, mit streng berechenbaren Größen zu tun und förderten durch die Schulung, die sie der vornehmen Jugend angeeignet ließen, die Neigung, Staat und Gesellschaft als Maschinen aufzufassen, die sich künstlich konstruieren, von einem Punkte aus bewegen und regulieren ließen. Die Keime einer organischen Auffassung der Welt und der Menschheit, die in Leibnizens Schriften lagen, blieben vorläufig unentwickelt. Es ist klar, daß diese Denkweise, je mehr sie sich durchzusetzen versuchte, an der Natur der Dinge und der Menschen unüberwindliche Hindernisse finden mußte. Die Massen leisteten passiven Widerstand, die Gemüter bäumten sich auf, in der Französischen Revolution führte sich der Rationalismus selbst ad absurdum. Mittlerweile waren Denker und Forscher längst in einer der rationalistischen Richtung entgegengesetzten tätig gewesen. Herder hatte erkannt, daß die Sitten und Einrichtungen der Völker nicht erfunden und gemacht werden, sondern gleich den Naturdingen werden und wachsen unter geographischen und klimatischen Einflüssen. Und er fand, wenn man sich die Sitten und die Schöpfungen der verschiedenen Völker und Zeiten genauer beschauete, so seien sie schön und liebenswert, während der rationalistische Geist alles von seiner verstandesmäßig konstruierten Norm abweichende für häßlich, fragenhaft, barbarisch erklärte, namentlich im ganzen europäischen Mittelalter, das er nach den noch vorhandenen Resten von Aberglauben beurteilte, nur einen wertlosen Wust fragenhaften Unsinn sah. In Herders und seiner Geistesverwandten Einsicht lag ein doppelter Gewinn; der historische Sinn war erwacht und erleuchtete die mit wachsendem Eifer tätige historische Forschung; das klassische Altertum erschien nicht mehr als die allein berechnete Mustergestalt echten Menschendaseins; man überzeugte sich, daß auch im Mittelalter die Menschen in Kunst und Gewerbe, in sozialen Ordnungen und im wissenschaftlichen Denken Achtungswertes geleistet hätten, daß das Mittelalter eine Zeit ganz normaler Entwicklung gewesen sei. Man fand die gotischen Bauten schön, schön auch die alten Dichtungen, die Volkslieder und Volksagen, ja sogar die Legenden von den „lieben Heiligen“. Der andre Fortschritt bestand in der Wendung von der mechanischen zur organischen Auffassung der Natur und des Menschenlebens. Die Naturforscher wandten sich der Chemie zu, die eine erstaunliche Verwandlungsfähigkeit der Stoffe offenbarte und damit bewies (diesen Beweis vervollständigt die heutige Radiumforschung), daß die Alchimisten der Wahrheit auf der Spur gewesen waren, und zugleich der Erforschung des

organischen Lebens, bei der man mit mechanistischen Erklärungsversuchen nicht auskommt, wie die vergeblichen Anstrengungen unsrer heutigen Biologen zeigen. In beiden Gebieten hatte man es mit geheimnisvollen Kräften zu tun, mit der „heiligen Naturkraft innerm Wirken“, wie Alexander von Humboldt es einmal nennt. Von der heiligen Naturkraft aber hatte man nicht weit zu Gott, und als der tierische Magnetismus entdeckt, die Aufmerksamkeit auf gewisse außergewöhnliche Erscheinungen des Nervenlebens gelenkt worden war, befand man sich plötzlich wieder mitten drin im mystischen Dunkel, aus dem der Rationalismus die Menschheit für immer herausgeführt zu haben glaubte; Kant muß sich mit einem Geisterseher auseinandersetzen, und einem Nicolai zum Trotz spuckt in Tegel.

Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um klar zu machen, wie diese geistigen Strömungen dem religiösen Sinn Nahrung zuführen mußten. Auf die mannigfaltigste Weise geschah es: durch historische Einsicht, durch eine poetische Stimmung, die von der geschichtlichen, der Mythen- und Sagenforschung mit Stoffen reichlich befruchtet wurde, durch halb poetische, halb philosophische naturwissenschaftliche Analogien. Die protestantische Frömmigkeit ist dabei nicht leer ausgegangen, wie der religiöse Zug in den Freiheitskämpfen von 1813 beweist (wobei denn auch des starken historischen Sinns zu gedenken ist, der in Staatsmännern von der Art eines Justus Möser, eines Freiherrn vom Stein waltete), aber den Hauptvorteil zog doch der Katholizismus, der an der Jahrhundertwende in den Kreisen des vortrefflichen Ministers Fürstenberg und der Fürstin Gallizin in Münster, des Professors, spätern Regensburger Bischofs Sailer, der Münchner, Tübinger, Mainzer, Straßburger Theologen eifrige, geist- und gemütvollere Pfleger fand. Das im engeren Sinne romantische Element vertraten in diesen Kreisen Görres und Clemens Brentano, jener den protestantischen Historikern und Altertumsforschern, dieser den Dichtern die Hand reichend, während Sailer mit den meisten bedeutenden Menschen des damaligen Deutschland in regem Gedankenaustausch gelebt hat.

Was die Philosophen von Fuch betrifft, die der Romantik zugerechnet zu werden pflegen, so war es ursprünglich keineswegs ihre Absicht, den Kirchenglauben zu fördern. Der eine, Fichte, wurde des Atheismus angeklagt, und der andre, Schelling, bewies, daß der überlieferte Gottesglaube unmoralisch sei. (Fr. Wilh. Schelling: Schöpferisches Handeln. Herausgegeben und eingeleitet von Emil Fuchs, mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1907. In demselben Verlag ist das literarische Selbstbildnis eines dem schellingischen verwandten Geistes erschienen, der freilich auf andern Gebieten tätig gewesen ist: Wilhelm von Humboldt. Universalität. Ausgewählt und eingeleitet von Johannes Schubert, mit Porträt.) Freilich ist Schelling zuletzt dem positiven Glauben sehr nahe gekommen, wenn er sich auch nicht, gleich seinem Freunde Friedrich Schlegel, entschließen konnte, in die katholische Kirche zurückzukehren. Das Katholisieren dieser Geister mag schuld gewesen sein, daß die

Romantiker lange Zeit in den Literaturgeschichten schlecht weggekommen sind, und daß man ihre literarischen und tatsächlichen Ehrungen strenger beurteilt hat als die anderer berühmter Leute. Ein besondres Buch hat Erwin Kircher der Philosophie der Romantik gewidmet, ist aber durch Krankheit und Tod an der Vollendung verhindert worden. Was vorhanden war, haben Margarete Susman und Dr. Heinrich Simon 1906 im Diederichs'schen Verlag herausgegeben. Es werden darin Hemsterhuis, Friedrich Schlegel (dieser am ausführlichsten), Novalis (sehr kurz) und Schelling behandelt. Von Kirchers Ergebnissen sollen zwei wenigstens andeutungsweise erwähnt werden: das Verhältnis der Romantiker zum Kritizismus und der Begriff der Romantik in der Poesie. Der Kritizismus hatte den Menschen durch eine unüberschreitbare Kluft von den Dingen getrennt, die „Dinge an sich“ für der Erkenntnis unzugänglich erklärt und das Ich ebenso wie Gott zu einer „regulativen Idee“, einer bloßen Hilfsvorstellung oder Hypothese verflüchtigt. Der spottende Schiller läßt den Philosophen dozieren:

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;  
Ein Vorkellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

Und was der Dichter den Lehrling erwidern läßt:

Damit laß ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.  
Einen erkledlichen Satz will ich, und der auch was setzt,

das eben erwiderten die Romantiker. Sie waren Menschen von einem heißen, starken Lebensdrange. Sie wollten keine logischen Gespenster, sondern wirkliche Wesen, Substanzen sein, sich als solche fühlen, genießen und handelnd betätigen; wollten auch zu den Dingen gelangen, diese erkennen und gestalten. Mit Heißhunger umschlangen sie das Universum, es zu verschlingen; ihre Naturphilosophie, der Eifer, mit dem sie die indische Literatur, Shakespeare, Calderon durch Übersetzungen dem deutschen Geistesleben einverleibten, dieses zur Universalität auszubreiten, die Kulturen aller Völker und Zeiten hineinzuziehn strebten, bekundeten diesen Lebensdrang und Wirklichkeitsfönn. Man versteht, daß solchem Sinn zuletzt auch Gott wieder aus einer Hypothese eine Realität werden mußte. Was sodann das Wort romantisch betrifft, so hat Friedrich Schlegel anfangs weiter nichts darunter verstanden als die Poesie in der Form des Romans. Diese Form schätzte er sehr hoch, weil sie ihm als dem modernen Geiste und Leben durchaus angemessen erschien. Das Wesen des modernen Daseins glaubte er als Fortschritt und Entwicklung ins Unbegrenzte, Unendliche zu erkennen (auch die Philosophie Schellings und Hegels ist wesentlich Entwicklungsphilosophie), während die antike Welt als eine in sich abgeschlossene, fertige hinter uns liege. Der Gegensatz von romantisch ist demnach nicht klassisch, sondern antik; beide Ausdrücke bezeichnen geschichtsphilosophische Kategorien. Klassisch dagegen ist eine ästhetische Kategorie und bezeichnet das künstlerisch Vollendete im Gegensatz zum Formlosen oder Mißgestalteten, zum Barbarischen. Nach Klassizität soll

auch der moderne, also der romantische Künstler streben, obwohl sie unter den verwickeltesten Lebensbedingungen und in der Unfertigkeit einer vorwärts schreitenden Zeit schwieriger zu verwirklichen ist, als sie es in der antiken Welt war. Der Roman aber schien ihm, wie schon bemerkt wurde, die dem modernen Dasein entsprechende Form zu sein, weil dieses Dasein ein beständiges sich Entwickeln und Wachsen ist, das Werk eines innern Bildungstriebes, und weil der Roman das Walten dieses allgemeinen Triebes an einer einzelnen Persönlichkeit zeigt. Darum verehrte er über alles Wilhelm Meister, der erzählt, „wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt“. Wie in den mittelalterlichen Mystikern, so finden auch in den Romantikern viele der Seelen, die heute Gott, die Wahrheit und das Leben suchen, sich selbst wieder.

Carl Jentsch



## Siena

Eine Reiseerinnerung von Mathilde Fleischer

### 1



Paul Bourget, der die verschiedensten Gegenden der Alten und der Neuen Welt bereist und beschrieben hat, gibt vor allen Ländern Italien den Vorzug. Besonders liebt er Toskana, und in diesem anmutigen Lande ist es das „rote Siena“, das ihn so entzückt, daß er sagt, manchmal habe er den Gedanken gehabt, man möchte doch einst auf sein Grab schreiben: Senese. Sein Herz schlägt höher bei dem Zauberklang des Wortes: Siena. Es steigen ihm dabei Erinnerungen auf an Tage des reinsten Glückes, wo alles sich zu vereinigen schien, seine Seele bis zum höchsten Grade glücklichster Erregung emporzutragen.

Das ist ja nun nicht maßgebend für alle, denn die Glückseligkeit der Menschen besteht je nach Charakter und Erziehung, nach Stand und Lebenslage in den verschiedensten Dingen. Für die pommerischen und ostpreußischen Rittergutsbesitzer ist der Ort der Sehnsucht Berlin mit Theater, Wertheim und Kempinsky. Die meisten von ihnen würden wohl Siena ein ledernes Nest schelten. Auch nicht alle Reisenden, die im Frühling oder im Herbst über die Alpen fahren, würden Bourgets Entzücken begreiflich finden, wenn sie es der Mühe wert erachteten, zwischen Florenz und Rom die Stadt der heiligen Katharina zu besuchen. Denen aber, die Verständnis für sie haben, bietet sie viel: der Maler, der Kunsthistoriker, der Geschichtsforscher, der Dantefreund, alle finden in ihren Mauern ein reiches Feld. Und jeder gewöhnliche Sterbliche kann dort unvergeßliche Stunden des reinsten Genusses verleben, wenn er nur Augen hat, die empfänglich sind für alles Malerische in Natur und mittelalterlicher Architektur und ein Herz, das nicht zu spröde ist, die innigen Gefühle der alten senesischen Meister mitzufühlen, deren liebreizende Madonnen und Heilige auf verblühtem Goldgrunde die Kirchen und Museen zieren.

Es war in den letzten Septembertagen, als ich von Florenz über Empoli nach Siena fuhr. Es kann kaum etwas Röstlicheres geben als eine Fahrt durch